

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 34

Sonntag, den 20. August

1916

Irrwege der Liebe.

Roman von E. Grabowski.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Tags darauf hielt vor dem Schloßchen der altmodische Schlitten des Forstmeisters.

Rose hörte den dumpfen Klang der gesprungenen Schlittenglocken und — sie war schon verwöhnt — sie empfand ihn peinlich.

Sie bemerkte es auch, wie alt, wie verwittert der Fuchspelz war, aus dem ihr Vater sich herauswickelte und der Fußsack, das erste Geschenk ihrer Mutter an den Vater. Ein Hündchen war mit weißer Wolle auf grünen Grund hineingestickt, aber Zeit und Motten hatten die Zeichnung verwischt und die Wolle zerstört.

„Na, wie geht's denn, Alterchen?“ Mit diesen Worten, in die sich rauhe Zärtlichkeit mischte, tätschelte Karsten die Wangen seiner Tochter. Dann kam das Entschuldigen:

„Unmöglich war es uns gestern, zu kommen. Das Wetter — ich erinnere mich nicht, ähnliche Weihnachten erlebt zu haben. Meterhoch liegt der Schnee in den Hohlwegen. Die Post ist schon am Mittag stehen geblieben; wir haben uns auch hinter dem Walde herauskaufeln müssen, fast versunken waren wir im Schnee.“

Ja, ja — ein böses Wetter! Ich bin ganz froh, daß die Tante zu Haus geblieben ist. Sie läßt grüßen und bittet, es zu verzeihen, daß sie nicht mitgekommen ist. Es stimmt da Verschiedenes in der Küche nicht... Krach mit den Mägden... die Suse... na, ich mische mich nicht hinein. Das sind Weibersachen. Um den Hannes ist es mir leid. Er will gehen. Na, wir werden ja sehen. Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird...“

Er schwieg. Das lange Reden hatte ihn angestrengt; denn das Lügen wurde ihm schwer. Diese dummen Geschichten... die Wahrheit durfte er hier nicht sagen. Wenn es auf ihn angekommen wäre, hätte er freilich einfach erklärt:

„Josepha will nicht kommen, — sie hat nicht mitgemacht.“

Er ließ sich schwer in einen Sessel sinken.

„Nun, und du Sausewind?“... wandte er sich an Rose.

„Du machst ja nette Geschichten. Sieh' mal, sieh'...“ Seine Stimme bebte. Die Augen waren ihm feucht. — Es war seine Einzige, die er hergekommen mußte, sein Sonnenschein —

troh allem. Wenn er auch manchmal brummte... du lieber Gott... das gehört zum Leben wie Salz in die Suppe.

Er strich sanft über ihren Kopf. Sie hatte sich, durchtobt von allerlei Empfindungen, an ihn geschmiegt und verbarg ihr heißes Gesicht an seiner Brust.

Er suchte seine Behmut in scherzende Worte zu kleiden: „Sieh' einer mal, da wird der alte Vater wohl bald in die Erde müssen wie altes Eisen? Ja, ja... man erzieht seine Kinder nie für sich, immer nur für andere.“

Dann ging es ihm ängstlich durch den Kopf:

Geld wird die Sache kosten!

Im Nu war alle Rührung in dem alten Gesicht geschwunden, die scharfen Züge wurden noch kantiger durch die Angst, die ihn gepackt hatte.

Er konnte die Tochter nicht arm in das fremde Haus gehen lassen... nein... dagegen wehrte sich das stolze Blut des Karsten. Er konnte sich's aber doch nicht verjagen, eine Bemerkung zu machen, als das Brautpaar sie allein gelassen hatte:

„Geld wird die Sache kosten; denn so ein Möbel braucht ja massenhaft Rinterlitzgen, und die Leinwand, die Betten... Die gute Josepha hat ja viel in all den Jahren zusammengetragen, aber das wird ja wohl nicht fein genug sein!“

Er blickte rundum in dem vornehmen Teezimmer, in dem sie saßen, blickte auf die feinen Spigendeden, das echte Leinen... da fiel ihm ein, daß von der Ausstattung seiner Frau noch viel Damast und Leinwand in den Truhen lag. Alles war fein und zart im Gewebe, seine selige Peppi hatte es nie gebraucht.

Er sprach davon.

Die Baronin sah ihm mit gütiger Milde in das ängstliche Gesicht.

„Sie nehmen die Sache zu schwer, lieber Forstmeister. Ich will einmal hinauskommen und mit Frau Josepha die Leinwände durchgehen... Auch ich bin nicht für unnütze Geldausgaben. Es ist mein Grundsatz,

mich für ärmer zu halten, als ich bin. Wir Frauen sind ja in Geldsachen meist etwas ängstlich. Uebrigens, ich habe den Notar bestellt. Ich trete Adamhof an Béla ab. Ich will nicht, daß mit meinem Tode gerechnet wird. Ach... das geschieht in solchen Fällen immer, wenn auch unbewußt, darüber wollen wir nicht streiten.“

Sie sprachen dann noch laane über das Geschäftliche.



Das Rathaus der Stadt Péronne, die das nächste Ziel der französischen Offensive bildet.

... hatten, wenn die Lüste der Weibsbuben hätte, sie wollten sie von dort haben, halb zu Gefangenen gemacht. So kam es, daß die Bewohner mit den Soldaten rohen und ihr Vieh zum größten Teil in Etid ließen. Die fetten Schweine, die sich in der ganzen Gegend frei umhertrieben, wetteiferten fast miteinander, zuerst abgeschlachtet zu werden, und das Viehdepot unserer Division in Dubusinae, das in den ersten Grenzdörfern das herrenlose Vieh sammelte, zählte allein über 1000 Schafe und Kinder. Dabei legen sich die dortigen Bewohner schon zu Friedenszeiten freiwillig mehr fleischlose Tage auf, wie sie heutzutage bei uns in Deutschland vorgeschrieben sind. Mais ist ihre Hauptspeise. Aus Mais backen sie Brot und Kuchen oder rösten die Frucht, Mais fressen die Tiere, Mais oder Kukuruz, wie sie sagen, ist ihr Lebenselixier, und haben sie keinen Kukuruz mehr, dann erst bricht die üble Zeit an. Wobei zu bemerken ist, daß die serbischen Bewohner sich fast ausschließlich der Maisbebauung widmen. Die zweite Hauptspeise der Bewohner und sämtlichen Viehzeugs ist der Kürbis. Solch eine im Ofenrohr geschmorte Kürbisschnitte schmeckt übrigens gar nicht übel, nur läßt die Reinlichkeit bei der Zubereitung zu wünschen übrig. Kartoffeln waren, zu unserem Leidwesen, fast gar nicht zu finden, und da bei dem überaus schnellen Vordringen die Proviantzufuhr litt, waren wir lediglich auf Fleischspeisen angewiesen. Die Köche mußten in den einzelnen Zügen unserer leichten Kolonne verschiedentlich um zwei oder drei Uhr morgens aufstehen, um Hammelfleisch mit Kohl fertig zu machen, damit ihre Pflegebefohlenen vor dem Abmarsch noch etwas Warmes bekamen. In den Städten herrschte eine gewisse Not, aber hier sorgten die schnell eingerichteten Kommandanturen dafür, daß die armen Leute aus den Feldküchen gespeist wurden.

Belikofelo war das erste Dorf, in dem die Bewohner größtenteils zu Hause geblieben waren. Ueber jedem Toreingang hing eine weiße Fahne, meist mit einem Blumenkranz geschmückt, die anzeigen sollte, daß der Eigentümer sich dem Feinde willig unterwerfe. Von jezt an begegneten uns auch die heimkehrenden Flüchtlingszüge, die anfangs nicht so einen elenden Eindruck machten, wie die in Polen und Rußland. Jeder Ochsenwagen trug seine weiße Flagge, und einzelne zurückkehrende Serben hatten um ihren linken Arm eine weiße Binde geheset, die sie sorglich hüteten. Wie wir hörten, hatte die serbische Heeresleitung die Landeseinwohner zum Umkehren und friedlichen Ergeben genötigt, da sie im Gegensatz zu der russischen rechtzeitig erkannte, daß die unzähligen Flüchtlinge die Truppen in den schwierigen Bergstraßen aufhalten und dadurch eine vorzeitige Katastrophe herbeiführen könnten. Wir sind hinfort mit der serbischen Bevölkerung sehr gut ausgekommen. Sie zeigten sich mit wenigen Ausnahmen über die notwendigen Requisitionen nie ungehalten, halfen den Soldaten freiwillig beim Hühnerputzen oder -schlachten und waren dankbar, wenn wir ihnen aus unseren Küchen zu essen gaben. Sehr reich waren sie an kupfernen Kesseln und Behältern, und in den Dörfern und Städten, wo solche kupferne Gegenstände herrenlos oder im Ueberfluß vorhanden waren, wurde dieses wertvolle Metall von besonderen Kommandos gesammelt. Im Feldfrüchten besitzt das Land eine ungeahnte Fülle. Der fette Boden ist äußerst ertragreich, und nur seine Bearbeitung läßt, wie mir Kenner der Landwirtschaft versicherten, sehr zu wünschen übrig. Der Bauer quält sich nicht sonderlich ab, zumal ihm meist nur die primitivsten Geräte, wie hölzerne Pflüge usw., zur Verfügung stehen. Wälder sind dagegen nur in spärlichem Maße zu finden. Hier muß der Mais wieder herhalten, und da sind es die abgelagerten Maiskolben, die ein ausgezeichnetes Feuerungsmaterial abgeben, während die langen, holzigen Halme dem Vieh als Raufutter dienen. (Schluß folgt.)

Heiteres aus dem Kriege von 1870/71.

Von W. P.

(Nachdruck verboten.)

I.

Ueber die Erlebnisse, die die Millionen tapferer Streiter unseres Heeres und der Marine in dem nun schon so lange währenden Kriege zu verzeichnen hatten, sind Mitteilungen, teils kürzer, teils länger, bereits im Druck erschienen. Aus all' diesen Aufzeichnungen kann sich derjenige, der hinter der Front an der Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens beteiligt ist, ein Bild machen, wie es draußen auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben aussieht. Die Kriegserlebnisse-Literatur ist in der Tat schon ins Unermeßliche angewachsen. Sie wird noch weiter steigen. Wir brauchen dem nicht gram zu sein. Im Gegenteil, wir können uns freuen, daß aus diesem gigantischen Ringen der europäischen Völker so viel Gegenwarts-erlebnisse verzeichnet werden. Denn gerade darin, daß die Geschehnisse aus der Gegenwart heraus niedergeschrieben werden, liegt der große Wert. Die Zeitungsartikel, Broschüren und Bücher werden bereinst für den Geschichtsschreiber von unermäßigem Werte sein.

In dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 hat man leider darauf nicht so großen Wert gelegt. Das mag verschiedene Ursachen haben. Welche Fülle von Material dadurch verloren gegangen ist, liegt auf der Hand. Vor einigen Jahren hat nun der Landrat des Kreises Bochum Kriegsbrieve von 1870 sammeln

lassen, er hat die noch lebenden Veteranen aufsucht, ihre Erinnerungen niederzuschreiben und hat sie abgeben in Buchform herausgegeben. In diesem Geschichtswerk ist der Beweis des hohen Wertes der Aussagen erbracht. Das Vorgehen des Landrates hat bald in anderen Kreisen Nachahmung gefunden. Mit Freuden ist nun festzustellen, daß man jetzt von Anfang an darauf bedacht genommen hat, Feldpostbriefe zu sammeln, um sie später entsprechend verwerten zu können.

Blättert man heute in dem Helbenbuch jener Tapferen von 1870, so wird man in den Zeilen, so schlicht und einfach sie auch anmuten mögen, mehr Interessanteres finden, als in manchen biddleibigen Geschichtswerken. Daß in den Erlebnissen auch recht viele heitere anekdotenhafte Geschehnisse verzeichnet sind, versteht sich von selbst. Es sei gestattet, einige derartige Erlebnisse hier wieder zu geben.

Nach der Schlacht von Colombeh waren wir auf Vorposten kommandiert. Da es sehr heiß war, benutzten wir die freie Zeit zum Baden in einem nahe gelegenen Tümpel der Mosel. Als wir gerade im Wasser waren, hieß es plötzlich: „Der König kommt!“ Hals über Kopf stürzten wir aus dem Wasser, um unseren König zu sehen. Schon kam er angefahren, mit ihm der Kronprinz, Bismarck, Roon und andere. Da stellten wir uns neben der Chaussee stramm hin, der eine in Uniform, ein anderer in Hose und Hemd usw. Unser wachhabender Offizier, Leutnant Hesse, der vor der Feldwache in Hemdsärmeln saß, konnte sich in der Eile nicht mehr in die Uniform werfen und mußte im genannten Kostüm Meldung machen. Der König lachte herzlich über diese komische Situation und sagte freundlich zu seiner Umgebung: „Die Leute verzagen nicht, auch wenn sie dicht vorm Feinde stehen.“

Wir rückten in Straßburg ein, wurden in einem großen Gasthause einquartiert und erhielten als Lagerstätten Matratzen, die vor uns die französische Besatzung gebraucht hatte. Wir waren in froher Stimmung, unsere müden Glieder auf solch tadellosen Unterlagen ausstrecken zu können. Aber wir hatten die Rechnung ohne die — Läuse gemacht, die in den Matratzen saßen. Mit dem Schlaf war es so recht nichts. Am anderen Morgen hatten wir Appell. Als unser Hauptmann sich der Kompanie näherte, rief er schon von weitem dem diensttuenden Leutnant zu: „Aber, Herr Leutnant, warum steht die Kompanie nicht still?“ Prompt erfolgte die Antwort: „Verzeihen, Herr Hauptmann, die Leute haben Läuse.“

... So war ich nun ganz allein und fing an zu laufen. Wie ich mich umfah, verfolgten mich 15 bis 20 Franzosen, die vordersten merkwürdigerweise ohne Gewehre. Sie hielten die Hände auseinander und schrien „hurra, hurra“. Da sagte mich die Wut, ich blieb stehen, drehte mich um und schoß dreimal dazwischen, bis mir beim vierten Schuß leider das Gewehr versagte. Die Franzosen waren verblüfft stehen geblieben; werden mir alsdann aber wohl einige Kugeln nachgeschickt haben; denn ich entdeckte nachher, daß meine Helmspitze von hinten durchschossen war. Auf der Chaussee kam ich an eine Steinbude, wo eine Rote-Kreuzfahne ausgehängt war. Ich fand dahinter einen mir bekannten Lazarettgehilfen mit Verbinden beschäftigt. „Ledor, et glöv, et bliv bi bi“. Worauf dieser fragte: „Wüsse denn verwundet?“ „Ne.“ „Dann mal, dat be wäg kömmt!“ Und das tat ich auch.

Einen Spaß erlebten wir bei Dijon. Jeden Morgen wurden zwei Stunden lang Pferde bewegt. Alle, bis auf das des Tierarztes waren dabei. Da hieß es: „Lange, nach Arz sur Tille zum Abteilungs-bureau.“ Einundeinehalbe Stunde in der ledernen Buge marschieren, das war böse! Also der Gaul des Tierarztes. Er wird gefaltet, geht ganz gut, bis bei einer Kneipe im nächsten Dorfe das Schenkel nicht vom Plage will. Da kommt der Wirt lächelnd und bringt einen halben Schoppen Tresterschnaps. Was soll ich tun? Hinunter trinken. Drei Sous. Weiter. Im nächsten Dorfe dasselbe Schauspiel. Betrunkene konnte ich nicht nach der Abteilung kommen, also wegschütten. Im dritten Dorfe ebenso. Daher das Lachen der Umstehenden, als ich den Gaul bestieg. Auf dem Abteilungs-bureau lachte man über das Stüdchen. Man kannte den Kummel. Nun zurück. Bei der Wirtschaft absteigen, das Pferd an den Zügel nehmen und vorbei, bei allen drei Wirtschaften. Im Quartier ging das Gelächter los. Dem Gaul ging es, wie es vielen Fuhrmannspferden geht; die kennen die Anhaltstationen.

Nach etwa einstündigem Marsche ging plötzlich eine freudige Erregung durch unsere Reihen, denn der Kronprinz sprengte heran und begrüßte uns mit einem herrlichen „Guten Morgen, Grenadiere!“ Er rauchte wie gewöhnlich eine kurze, hölzerne Pfeife, den ledernen Tabaksbeutel hatte er auf der Brust hängen. Plötzlich erblickte sein Auge einen Grenadier, der auch eine solche hölzerne Pfeife rauchte, und er stellte die Frage: „Landsmann, sollen wir nicht mit unseren Pfeifen tauschen?“ Gelassen sah ihn der Grenadier an und erwiderte: „Mein, königliche Hoheit, dieses Pfeischen hat bei mir schon manchen Kummer verscheuht, es ist mir lieb und wert.“ „Na, dann ist nichts zu machen,“ war die Entgegnung des Kronprinzen, und er ritt weiter.

„Entlich lauter, als sie gewöhnlich ist.“
 „Doch, nicht, denn, daß der Gedächtnißloste das was ihm
 gekommen ist, gar nicht zu sich zieht, und daß er nicht
 alten Augen.“ Sie war tief getrafft.

[illegible]

Die Waldhänke, die bequemen Kräden über den Fusz und verschwinden, Schneehügel türmen sich an ihrer Stelle. Sie schaut eine Weile darüber hin; es fällt ihr ein Tag ein, da sie das Leben das erlittenal gestreift mit heißer Welle.

Ein tiefes Rot steigt in ihre Wangen und langsam wendet sie sich dem Walde zu. Feierlich liegt er im Schnee vergraben, die Bäume starr, stumm und wartend.

Ein schmaler Weg führt durch den Wald. Rose kennt ihn, Rose ist ihn unzählige Male gegangen, im Sommer und im Winter. Er führt zur Försterei. Da fallen ihr plötzlich des Vaters Worte ein:

Die Töchter des Försters sind in ihrem Alter. Vielleicht hat Joseph hier sein Herz verloren? Sie will sich gleichgültig dazu stellen, aber es ist etwas dabei, das sie traurig macht.
Der Joseph . . . nun ja . . . wir sind doch zusammen groß geworden . . . immer wie Geschwister gewesen . . . und kein bißchen Liebe hat er für mich.

Sie geht durch den verschneiten Wald langsam auf dem schmalen Pfade weiter. Es dunkelte schon. Der Vollmond stieg am frostigen Himmel auf, da stand sie vor der grünen Pforte des Forsthauses, auch diese war arg verschneit. Es war wohl stundenlang hier niemand aus- und eingegangen.

Zögernd legte sie ihre kleine Hand auf den Drücker; in demselben Augenblicke wurde die Thür von innen aufgemacht. (Er führte

zwei lustig flassende Hunde an der Leine und trug die Flinte an grünem Gurte über dem Rücken.

Als er Rose sah, ging ein
heißer Schreck durch seine Glieder,
seine Augen wurden weit und
dunkel. Er blieb oben auf der
Treppe stehen, sprach kein Wort,
sah Rose wie eine Erscheinung an.
War es Mondlicht, das seine Ge-
stalt so schön und statlich aus dem
grünen Tür Rahmen hob? War
er gewachsen, seit Rose ihn das
letzte mal gesehen? War seine
Stirn höher, sein Haar dunkler,
der Blick seiner Augen tiefer ge-
worden?
Ein anderer stand vor ihr als

der Spielgefährte ihrer Jugend;
ein anderer ... und doch derselbe.
Es sprach aus seinen Augen zu
ihr die alte Treue.
Da stutete es heimatfroh durch

ihre Seele. — Alles, was sie in den letzten Tagen gebrüht und traurig gemacht hatte, floß in der Kinderzärtlichkeit zusammen, die oft, ach, so oft, in sein Ohr gedrungen, wenn die kleine Rose vor irgend etwas erschrocken war: „Mir war so bange nach dir,

Es zuckte in seinem Gesicht. Ueberrascht, ja bestürzt sah sie an. Unwillkürlich streckte er die Hand nach ihren kleinen Händen aus, die sie ihm entgegenhielt.

Sie stand noch immer unten an den Treppenhäufen und sah zu ihm auf; ihr weißes Gesicht lag im Schatten. Es war die alte Rose, im hechtgrauen Jäckchen, das aus ihres Vaters Man- gearbeitet worden war. Die alte Rose, und doch . . . der Ring an ihrem Finger . . . nein, es war die alte Rose nicht.

Seine Frauen zogen sich zusammen; die Hans, die sich entgegengestreckt hatte, griff nach dem Hinterrücken, seine Lippen riefen den Hunden, die freudig bellend an Rose an sprangen:

„Die Tiere legten sich gehorsam zu seinen Füßen nieder und wuschelten mit der Rute, sahen zu ihrem Herrn und wieder zu M. hinüber, als wollten sie sagen: „Seht euch doch nicht so.““

„Also du bist wieder zu Hause?“ fragte Joseph, zwang zur Gleichgültigkeit, sam nachlässig die Treppen herunter. Es Wesen wirtte erkältend auf Rose. Ihr Trost erwachte, schnipp sagte sie:

und sie zu Hause?"

„Nun, dann will ich ein andermal wiederkommen. Wo machst du aber hier den ganzen Tag? Man sieht dich ja gar nicht mehr!“

Unbewußte Trauer klang durch ihre Worte. Ein halb Leben hatten sie zusammengelebt, gespielt, gelacht, sich gezeigt und wieder versöhnt, wie zwei Geschwister. Ihr Vertrauen war er gewesen in Freund' und Leid. So etwas vergißt sich nie!

Wieder hatte er lausend den Kopf gehoben — aber er sann sich rasch. Der Ring an ihrem Finger, wie der bligte die Braut eines andern stand vor ihm. Er hatte kein Recht sie. Hatte sich seines Rechtes begeben wie ein Feiger!

„Ich verrete Schubert hier und bin im Dienst,“ sagte
kühl, küßte sein Hütchen, vor dem so keck die Adlerfeder schau-
pfiff den Hunden und ging seitwärts in den Wald, auf un-
belebte Wege.

Rose sah ihm nach, verwundet
verärgert. Was sollte das
deuten?

Unschlüssig stand sie, warf ein
Blick auf die grünen Fensterläden
durch deren herzförmigen Ab-
schnitt ein Lichtlein fiel. Und
ging es ihr durch den Kopf:

Der Saiten hat recht, denn
wird er sein . . . ja, ja, verliere
in Vene oder in Therese? Beide
sind schön — beide."

und es ist ihr, als habe
sich ein Unrecht an ihr
gegangen.

schüchtern ging sie heim.
war es, als habe ihr jemand
etwas genommen. diese kleine
sonst so lustige Rose kam ins No-
denken und grübelte dem Schick-
sach, das in einem Atem ge-
und nimmt.

Langsam schritt sie durch
mondhellen, schneeigen W
langsam durch das Dorf, das
und einsam lag, kaum, daß
Wellen eines Hundes, das Brä
einer Ruh. die tiefe Ruhe st



matfeuer zerstörten Kirche in Rong.

Schloß, in Schnee gehüllt der Park, unter einer Eisedecke ver-
 das dünne Wasserlein, das sonst so lustig zur Donau sprang.
 still, starr, aber doch nicht tot, nein, nicht tot! Ein Klarer
 kommen und den Frost überwinden.

Und er kam, kam rascher als sonst, der Frühling, kam
Sang und Klang, mit Farbenlust und Sonnenschein, mit
Dust. Bald war es grün in Busch und Baum, die Wiese b
und der Feldrain. Die Möven suchten ihre kunstvollen
im trocknen Gestein, Reiher kreisten über der Donau, und
Eisvogel fiel wie ein schimmernder Edelstein ins Wasser
stieg wieder auf. Kinder zogen singend über die Flur, a
Hutungen weidete Jungvieh, grasten kleine, gelbe Gänse. I
Virtinnen flochten Kränze aus Maiblumen und sangen:
Suck, Suck, ruff's aus dem Wald . . ."

Rose sang nicht. Ihr Hochzeitstag war nahe. Um Arbeit und tausend kleine Sorgen gingen ihm voraus mußte der Wäschnäherin, der Schneiderin, der Putzma- che oft zu Diensten sein, wie eine Puppe stillstehen, sich drehen, wenden, wenn anbrohiert wurde.



Die Ruinen der durch Granatsfeuer zerstörten Kirche in Rone

Schloß, in Schnee gehüllt der Park, unter einer Eisedede
das dünne Wasserlein, das sonst so lustig zur Donau sprang.
Still, starr, aber doch nicht tot, nein, nicht tot! Ein Clacker
kommen und den Frost überwinden.

Rose blieb auf Post. Sie sahen an dem alten Schloß vorbei; grau, verwittert, wie ein grämlicher Vogel, tauchte es aus dem Grün der Parkbäume. Aber Rose winkte fröhlich hinüber, winkte auch den Eichen zu, die oben auf dem Hügel an der Parkmauer standen, ohne zu ahnen, daß dort eine Entscheidung gefallen war, inhaltschwer für ihr ganzes Leben.

Einsam lag das Gelände, die Auen und die Wälder; aber die Einsamkeit, die Ruhe der Donauufer, drückte Rose nicht — sie fühlte sich so eng mit allem hier verbunden, fühlte sich so glücklich. Ihre Seele war so leicht wie der Flügelschlag des Falters, der über die Auen gaukelte. Aus dieser Freude heraus grüßte sie ihre Heimat.

Die Freude und die Ruhe ihrer Seele lagen in ihren klaren, braunen Augen. Blide flogen ihr zu, man drängte sich in ihre Nähe; bald war sie umringt von Mitreisenden. Lustiges Plaudern ging hin und her. Neben ihr stand eine Frau von hohem, schlankem Wuchs. Ihr Gesicht erinnerte an die Bilder Tizians. Groß, tiefdunkel waren ihre Augen; wenn sie sprach, hob sie die Arme zu schöner Geste.

Rose fühlte sich von der Fremden seltsam angezogen. Das fremdartige ihrer Erscheinung reizte sie, zwang sie immer wieder in ihre Nähe. So konnte es kommen, daß sich Rosas Schleiertuch in dem Knauf des kleinen Schirmchens der Dame verfang. In den Edelsteinen, mit denen er geschmückt war, blieb es hängen.

„O, Verzeihung!“ entschuldigte die Fremde sich, die mit dem lebhaften Spiel ihres Schirmchens die unwillkürliche Geste herbeigeführt hatte.

Rose versuchte es, sich frei zu machen. Sie zog die Handschuhe aus und nestelte mit ihren Fingern an den Spitzen ihres Schultertüchleins. Wie sie den Kopf gebeugt hält, sieht sie den überraschenden Ausdruck der dunklen Augen nicht, die wie gebannt auf ihrem Ringe ruhen; so etwa, wie wenn man altbekanntes, halbvergessenes plötzlich wieder sieht. Unverwandt blickte die Fremde auf Rosas schlankes Hand:

Dieser Ring . . . sie täuscht sich nicht . . . solch kostbare Steine sind selten! Sie hatte den Ring bekommen von dem serbischen Fürsten, dem sie in der Fremde die Pieder seiner Heimat gesungen. Sie hat ihn verschentt, den Ring, an den Mann, den sie geliebt, von dem sie sich wieder geliebt wußte . . . Sie hatte ihn lange nicht gesehen, lange nichts von ihm gehört. In Amerika, dem Lande der goldenen Ernte für Kunst und Schönheit, hatte sie den Winter verbracht, den Freund ihres Herzens noch nicht gesehen; aber der Ring, den sie ihm gegeben, der schmückte jetzt die Hand des schönen Kindes mit den jungen frommen Augen.

Das kann mein Ring nicht sein — ich muß mich täuschen . . . Brennend wird ihr Blick. Der Schirm wird frei.

Rose hebt den Kopf.

„Ich danke!“ hört sie die Fremde sprechen, und dann — sie glaubt zu träumen — „Der Ring . . . gnädiges Fräulein, darf ich ihn einmal näher . . . ich meine, ganz nahe betrachten?“

Rose findet die Bitte dreist, sie kennt die Dame nicht; aber sie kann sich ihrem zwingenden Blick nicht entziehen. Sie streift den Ring vom Finger und reicht ihn zögernd hin:

„Mein Verlobungsring; ein altes Erbstück.“

„So . . .“ ein klingen des Lachen machte Rose verwirrt:

Zweifelt die Dame an ihrem Wort?

(Fortsetzung folgt.)



Der geheimnisvolle Ring.

Eine Kriegserzählung von Walter Kaufmann.

(Nachdruck verboten.)

Die Einjährigen der Kompanie saßen zusammen. Heimatserinnerungen wurden ausgetauscht. Es wurde geschätzt und wurde gelacht. Noch einmal schäumte der junge Lebensmut über. Morgen, ja morgen da würde es anders sein, da trat der rauhe Krieg in seiner ganzen Schaurigkeit an sie heran. Es war etwas Großes geplant. Ein Vorstoß, der mit Wucht ausgeführt, zum Sieg führen würde. Da kam es zum Sturm, den sie alle mitmachten, aus dem sie aber nicht alle zurückkehrten.

Der Einjährige Unteroffizier Heinz Walden saß abseits in Gedanken. Er hatte den Oberkörper nach vorne gebeugt und auf die auf den Knien ruhenden Arme gestützt. Dabei sah er unverwandt auf den Ring an seiner Hand.

„Na, Kamerad, so verträumt?“

Fred Fichtenstein war herangetreten, hatte den Kameraden auf die Schulter geklopft und sich schließlich zu ihm niedergesetzt.

„Willst du mir nicht endlich einmal erzählen, was es für eine geheimnisvolle Bewandnis mit dem Ringe hat? Schon öfters machtest du Andeutungen, wolltest aber nie mit der Sprache heraus.“

Heinz Walden hob die Hand und ließ das helle Sonnenlicht auf den Stein fallen. Es war ein runder, matter Opal, in dessen Mitte ein Schlange mit zischender Zunge zu sehen war. Ein einfacher goldener Reif, der in zwei Klauen anstieß, die den Stein hielten, machten den ganzen Ring aus.

„Höre, Kamerad. Nie habe ich das Geheimnis gelüftet, das über diesen Ring lagert, aber da ich morgen ganz sicher mein Leben lassen werde, so sollst du's erfahren, damit du mir den Wunsch erfüllen kannst, an meine Angehörigen zu berichten, daß das Schicksal sich an mir ebenfalls erfüllt hat.“

„Mensch, du machst mich wirklich neugierig,“ sagte Fred und schob seine Kiste, die ihm als Stuhl diente, näher an seinen Freund heran. „Erzähle!“

„Dieser Ring“ —

begann Heinz Walden — „ist ein altes Erbstück in unserer Familie. Wie alt er ist, vermag ich nicht einmal zu sagen. Nach altem Brauch gehört er jedesmal dem ältesten Erben männlicher Linie. Aber, wer ihn trägt, ist ein Kind des Todes.“

Fred Fichtenstein lächelte, aber er unterbrach den Freund nicht. Geheimnisvolle Geschichten hörte er gern, denn sie vertreiben die Zeit und regen den Geist so mächtig an.

„Du lächelst. hm, aber es ist so, wie ich sage. Meine drei ältesten Brüder, die den Ring nacheinander getragen haben, sind keines natürlichen Todes gestorben. Kurt, der Erstgeborene, fiel einer Eingeborenen-Meuterei in Südamerika zum Opfer, Fritz, der zweite, verlor bei einem Schiffsunglück sein Leben und Herbert, der dritte, fand bei einem Duell seinen Tod.“

„Das einfachste wäre da, mein lieber Kamerad, wenn du den Ring auf die Seite legtest. Dann machtest du dir keine Gedanken und — das Schicksal könnte sich nicht an dir erfüllen.“

„Das ist nicht möglich.“

„Aber nichts ist einfacher als das. — Nun, sage mal, wie ist der Ring immer wieder in den Besitz eurer Familie gelangt, wenn die Träger fern der Heimat und unter besonderen Umständen ihren Tod fanden?“

„Ja, siehst du, darin liegt das Geheimnisvolle. Der Ring besitzt eine große Macht. Weder in Südamerika ging er verloren, noch versank er mit auf dem Meeresboden. Genug, er kam immer wieder zu Hause an. Und das ist mein Wunsch und meine größte Bitte an dich, wenn ich gefallen bin, sende den Ring meinen Angehörigen. Versprichst du mir das?“

„Selbstverständlich verspreche ich dir gerne, jede Bitte zu erfüllen. Aber ich weiß, es wird nicht nötig sein.“

„Doch, doch, weh!“
„Aber nein. Wenn die große Schlacht vorüber ist, werden wir wieder zusammenstehen wie heute.“
„Du gabst mir“ — lenkte Heinz Walden wieder ab — „soeben den Ring, den Ring einfach nicht zu tragen, und dem Geschick zu entgehen.“

„Ja, natürlich.“
„Dann tritt noch ein viel größeres Unglück ein. Mein Urgroßvater tat jenes. Eine Seuche raffte seine ganze Familie fort, nur der älteste Sohn blieb am Leben. Auf dem Sterbebette des Vaters mußte er versprechen, den Ring zu tragen, da es besser sei, wenn nur einer dem Verhängnis zum Opfer falle, als ein ganzes Geschlecht.“

Fred Fichtenstein war aufgestanden.
„Kamerad, das ist sehr unterhaltend gewesen, was du erzähltest, aber ich glaube nicht daran.“

„Du zweifelst?“
„Ja.“
„In einer alten Familienchronik unseres Hauses macht eine alte Vorfahrerin unseres Geschlechtes Mitteilungen über den Ring. Sie verliedert darin alles so, wie es eingetroffen ist und wie es — des bin ich sicher — weiter eintreffen wird. „Das mit dem Ring verbundene Geschick wird sich erfüllen bis ...“ So steht in der Chronik zu lesen, da bricht sie an jener Stelle ab. Durch irgend jemand ist diese Seite zerstört worden.“

„Vielleicht haben die Ra'en daran genagt oder der Jahre der Zeit —“

Eine Ordonnanz trat ein und unterbrach die Unterhaltung.

„Der Herr Unteroffizier Walden wird sofort zum Herrn Bataillonskommandeur befohlen.“

Zwei Haden klappeten zusammen, der Dursche machte lehrte und die beiden Unteroffiziere sahen sich von ihren Kameraden, die aus dem Nebenraum herbeigekommen waren, umringt. — —

Eine Stunde später schlich Heinz Walden mit einem Gefreiten hinaus in die Nacht. Er war als besonders guter Patrouillengänger bekannt. Und da es diesmal etwas ganz besonderes zu e. funden galt, hatte man ihn zu dem gefährlichen Gang auswählt. Er selbst hatte sich den Gefreiten zu seinem Begleiter ausgesucht, einen jungen Menschen, dem er sehr gewogen war.

Unter den schwierigsten Umständen waren die beiden Soldaten durch die Vorposten des Feindes gelangt und befanden sich bereits inmitten der Hauptlinien des Gegners. Heinz Walden notierte eifrig und machte sich kurze Skizzen. Das Ergebnis des Erkundungsganges war über alles Erwarten gut; jetzt war die Hauptfalle, das gewonnene Material auch zurückzubringen, was gefährlicher geworden war, da der Tag schon leicht zu grauen begann.

Auf allen Vieren kriechend hatten sie sich bis an die vorletzte Vorpostenkette zurückarbeiten können. Dort waren sie vom bisherigen Wege abgewichen, um schneller ihr Ziel zu erreichen. Alles war gutgegangen. Jetzt mußten sie jedoch aus dem dedenden Hohlweg hinaus und eine Höhe passieren. Dies wäre ohne Fährnis geglückt, wenn nicht ein Graben zu überspringen gewesen wäre. Dabei würden sich ihre Körper vom aufstellenden Himmel im Hintergrunde abheben und dann mußten sie gesehen werden. Wie Heinz Walden vermutet hatte, so kam es. Er und der Gefreite richteten sich zum Sprung auf. Im selben Augenblick prasselte eine Salve auf sie nieder. Die feindlichen Posten hatten sie bemerkt. Als Heinz Walden sich auf der anderen Grabenseite im tiefen Morast wiederfand, fehlte der Gefreite. Er mußte also zurückgeblieben sein. War er getroffen worden? Und lag nun ausgestreckt zum ewigen Schlaf in Feindesland? Heinz Walden mußte zurück, den Kameraden durfte er nicht im Stich lassen.

Da fiel ihm der Ring ein. Jetzt also würde sich das Schicksal auch an ihm erfüllen. Wohl hatte er es in der Hand, es von sich

abzuwenden. Wenn er seinen Weg fortsetzte, so hatte er hätte einen guten Grund: die wichtigen Mitteilungen für den Bataillonskommandeur, die vielen seiner Kameraden das Leben retten konnten. Während hier das Leben des einen — und auch seines — in Gefahr waren.

Vorsichtig horchte er auf. Jetzt mußte der Feind doch heran sein, um zu sehen, wer sich hier herumischlich. Aber alles blieb ruhig. Das ließ den Wunsch zur Tat werden. Mit einem lähnenen Satz über den Graben zurück. Da, wieder die tobbringenden Kugeln. Diesmal hatte wirklich eine den Körper des Unteroffiziers getroffen. Heinz Walden faßte nach der Schulter, aus der es warm hervorguoll. — —

Im Lazarett schlug er die Augen auf. Eine Schwester eilte fort, es zu melden. Nach einiger Zeit erschien der Bataillonskommandeur.

„Nun, Unteroffizier, Sie haben sich ja außerordentlich tapfer gezeigt. Ihre dienstliche Meldung haben wir in Ihrem Notizbuch gefunden. Sie war für uns von großem Werte. — — Wie, Sie wissen noch nicht? Wir haben zehn feindliche Armeekorps geschlagen.“

Der Verwundete lächelte beglückt.

„Aber mir fehlt noch manches in dem Bericht. Als wir Sie fanden, waren Sie am Ende Ihrer Kräfte. Der Gefreite, der Ihnen sein Leben verdankt, ist wieder auf den Beinen, auch mit Ihnen steht's nicht schlimm. Nur die Entkräftung. Na ja, Sie haben viel Blut verloren.“

Heinz Walden suchte die Geschehnisse sich zurückzugewinnen. Ja, richtig, als er über den Graben zurücksprang, traf ihn eine Kugel. Nach vieler Mühe fand er den verwundeten Gefreiten, hatte ihn dann in ein Gebüsch geschleppt, wo er ihn und sich selbst verband. Unter unsäglichen Mühen war es ihm dann geglückt, bis zu seiner Stellung zurückzuzugelen. Er konnte noch auf die Notizen in seinem Taschenbuch hinweisen. Dann mußte es vorbei gewesen sein. Auf weiteres konnte er sich nicht mehr entsinnen.

Der Bataillonskommandeur hatte sein Eisernes Kreuz von seiner Brust genommen und dem tapferen Unteroffizier auf das weiße Hemd gelegt. — —

Als Heinz Walden wieder auf den Beinen war, traf er als ersten Fred Fichtenstein.

„Na, Kamerad, da sind wir ja noch.“

Heinz Walden verstand die Anspielung.

„Nun, damit ist mein Schicksal noch nicht besiegelt.“

„Doch. Du bist gegen die verderbliche Macht des Ringes gefeiert. Du hast den Bann gebrochen.“

Mit offenen, erstaunten Augen starrte Walden den Sprecher an.

„Wie meinst du das?“

„Ich habe über deine Erzählung nachgedacht, als ich von deiner Tat hörte und da bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Fortsetzung in eurer Familienchronik heißen muß: „Das mit dem Ring verbundene Geschick wird sich erfüllen, bis einer der Träger eine große Tat vollbracht hat, eine edle Tat.“

„Und du meinst ...?“

„Daß du diese Tat vollbracht hast.“ — — — — —

Dumpf dröhnte von fernher das Gebrüll der Geschütze ...

Spruch.

Daß ab, mein Herz, von Mägen und Sehnen —
Es scheint die Sonne durch Regen und Tränen:
Es ist kein Leben davon befreit,
Ein jedes hat seine Regenzeit,
Und Tage tief und traurig.



Ruinen eines vollständig zerstörten Dorfes in der Gegend von Péronne.

Erinnerungen vom Feldzug in Serbien.

Von Dietrich Honte.

(Nachdruck verboten.)

I.

.... Das serbische Intermezzo liegt nun hinter uns! Kurz, wenn auch nicht schmerzlos, war die Operation, die wir vorzunehmen hatten, und wenn wir an die siebenwöchige Episode zurückdenken, so können wir uns fast eines Bedauerns nicht erwehren! Wir haben die schweren Kämpfe gegen die Russen in allen Phasen miterlebt, lernten die Schmerzen des Krieges in Ostpreußen, Polen und Galizien kennen, wir machten den gewaltigen Siegeszug von Jaroslaw über Rawa-Ruska und Cholml-Wlodawa bis Brest-Litowsk mit, wir trieben die abgehehten Russen bis tief in die finsternen Sümpfe hinein und hatten zumeist selbst unerhörte Strapazen und Mühseligkeiten zu erdulden, aber in dem dreimal verwünschten Serbien hat es uns doch gefallen! In welch düsteren Farben war uns der neue Gegner geschildert worden! Allerdings, ein übler Vorgeschmack wurde uns in dem südbungarischen Dorf Karasjeszeno zuteil, wo wir zum erstenmal nach der langen Bahnfahrt ins Quartier gingen. Die Einwohner in dem Viertel, das uns zugewiesen war, waren zum größten Teil serbischer Abstammung, redeten miteinander serbisch und ließen uns deutlich fühlen, daß wir recht unwillkommene Gäste seien. Darob wurden wir natürlich auch etwas vorstellig, und nur die Tatsache, daß die I. und L. Gnabensonne auch über diesen Grenzvölkern scheinen müsse, ließ uns alle die Regeln peinlich beobachten, die in Freundesland geboten erscheinen. Die wirklich Sonne bescherte uns aber herrliche Tage der Ruhe, und eine milde Luft ließ uns das eisige und schneeige Wetter jenseits Brest-Litowsk, das dort schon frühzeitig im September einsetzte, wieder vergessen. Eigentliche Ruhetage waren es allerdings nicht, die uns hier festhielten, denn die gewaltige und bewunderungswürdige deutsche Organisation, die den serbischen Feldzug schon seit langem bis in die kleinsten Einzelheiten hinein vorbereitet hatte, ließ uns tagtäglich so viel schaffen, daß wir wohl ausgerüstet die Donau überschreiten konnten. Da bekam die Infanterie eine vollkommen neue Ausrüstung, Gebirgsartillerie- und Maschinengewehrabteilungen und Tragtierkolonnen wurden gebildet, die schweren deutschen Munitions- und Proviantwagen gegen zweispännige, leichte landesübliche Fahrzeuge eingetauscht, und zu unserer Hilfeleistung wurden uns 60 ungarische Zivilkutscher beigegeben, die sich aus jedem Lebensalter rekrutierten und sämtliche Länder des verbündeten großen Reiches vertraten. Im bunten Rod hatten sie noch nie gesteckt, und es mußte ihnen möglichst rasch eine einigermaßen annehmbare Disziplin beigebracht werden. Trotz alledem hatten wir zwei Fahrzeuge und drei Pferde weniger, als wir den ersten Marsch nach Dunadombo hinter uns hatten.

Dunadombo, unmittelbar an der „schönen, blauen Donau“ gelegen, die wir hier zum erstenmal sahen, ist in seinem Äußeren ein großes, freundliches Dorf, das drei Divisionen Unterkunft und Platz zum Bivakieren bot. Die Bewohner hatte man samt und sonders aus militärischen Gründen fortgeschafft, und als Anfangs Oktober die große Kanonade begann, war man dessen sicher, daß kein Zivilist irgendeine Truppenbewegung oder Artilleriestellung verraten konnte. Allmählich setzte denn auch ein Höllentonzert ein, und die feurigen Schlände jeglichen Kalibers zernüßten ununterbrochen die stark befestigten, steil abfallenden Berge am jenseitigen Ufer. Dazu gesellte sich ein orkanartiger Sturm, der von Tag zu Tag an Heftigkeit zunahm. Unsere Zelte mußten täglich mehrere Male neu verankert werden, und während man in Rußland vor Ungeziefen nicht sicher war, machten uns hier die Mäuse und Spinnen viel zu schaffen. Bei dem hohen Wellengang der Donau war das Uebersehen, das auf Pontons unter Zuhilfenahme von Barkassen bewerkstelligt wurde, ein unendlich schwieriges Unternehmen. Als Basis für die Infanterie war die dem Ort Dunadombo vorgelagerte 15 km lange und 4 km breite Insel Temesziget vorgesehen, von wo aus der Angriff gegen das serbische Ufer erfolgte. Auch die Inselbevölkerung war abgeschoben worden. Während wir auf der österreichischen Seite tagelang auf die Ueberfahrt warten mußten, da diese bei dem Orkan nur langsam vorstatten gehen konnte,

und vor den Hochwässern der Donau die landwärtigen Artilleriewohnungen baulichen, und brühen bei fallendem Wasserstande die unter verhältnismäßig sehr geringen Verlusten den Berg des K o s t o l a c kürzte. Dabei wurden die Serben auf einmal gewahrt, daß sie es mit Deutschen zu tun hatten. Die ersten Gefangenen, die sehr bald in großen Trupps ankamen, sagten aus, daß sie dieserhalb vollständig überrascht worden seien!

Die Serben wurden natürlich überall mit großem Hallo empfangen. Es waren große, kernige Gestalten mit finsternen und trohigen Gesichtern. Ihre Ausrüstung war dürftig, und namentlich die sandalenartigen Schnabellschuhe bereiteten uns vielen Spas. Um die Etappe vor der hinterlistigen Bevölkerung zu sichern, machte die deutsche Heeresleitung kurzen Prozeß und räumte die ersten Ortschaften vollständig aus. Es waren traurige Züge, die da ihren Weg nach Weiskirchen nahmen, aber die harte Notwendigkeit, die die wilden Gebirgsbewohner selbst heraufbeschworen, zwang zu solchen Maßnahmen. Sogar Frauen und Kinder wurden in der ersten Zeit in den Reihen der Kämpfenden angetroffen, und ein Grab, das wir mit der Aufschrift antrafen: Hier ruhen 7 serbische Weiber! bedarf keines weiteren Kommentars.

Die ununterbrochene Kriegszeit hat das Land zwar tüchtig mitgenommen, aber als wir den ersten Tagesmarsch hinter uns hatten, waren wir doch angenehm überrascht. Wir glaubten, ein Land vor uns zu haben, aus dem für Mann und Pferd nichts mehr herauszuholen sei, denn in allen Zeitungen konnte man es lesen, daß König Peters Reich einer großen Hungersnot entgegensiehe, fernermalen der böse Krieg alle Vorräte verschlungen habe. Und wie war es in Wirklichkeit? Unsere Division zog im Tale der M l a b a aufwärts, und schon in den ersten Dörfern, in K o s t o l a c, D o m n o, B r a d a r c e, M a l j u r e v a c, B u b u s i n a c, B r a t i n a c, M a b r a j e und S a l a t o w a c, tat sich uns ein Wunderland auf. Mais und Kürbisse, ein nahrhaftes „Futter“ für Menschen und Pferde zugleich, unendlich viele wohlgenährte Schweine, Schafe und Rinder, Geflügel und Tauben in ungezählter Scharen, große und freundlich ausschauende Dörfer, die uns ein „Landeslindiger“ vorher als elende Nester, zur Wohnen für Menschen und Tiere ungeeignet, geschildert hatte — alles das mußte eines alten und jungen Kriegers Herz erfreuen. Die Bewohner, die um hätten die Rechnung präsentieren können und müssen, waren nicht vorhanden und so blieben wir die Herren der Situation. Mit einem heimtückischen Ueberfall hatten wir nicht zu rechnen, allieweil die Serben selbst schon im Frieden vorgebeugt hatten. Jedes Haus — und ich habe in Serbien kein Haus gefunden, das diese Eigentümlichkeit nicht aufweist — besitzt nämlich sehr

stark vergitterte Fenster. Man muß danach schließen, daß das Räuberunwesen da unten zu Friedenszeiten in Blüte steht, und Rinaldo-Rinaldini-Gesichter sah man denn auch in jedem Dorf nicht wenige. Wenn auch der serbische Bauer von der Kultur noch nicht viel profitiert hat, so überraschen den Besucher doch seine häuslichen Verhältnisse. Sein Wohnstätten, die von außer ein Stück Architektur aufweisen, sind geräumig und luftig gebaut, moderne Möbel hat er, ganz im Gegensatz zum russischen Bauer, und als besondere Kostbarkeit muß man die weiblichen Handarbeiten betrachten, mit denen auch ein schwingvoller Handel getrieben wird, vielfach bis nach Ungarn hinein. Etwas, was uns allesamt erfreute, waren die großen Vorräte an rotem und weißem Wein, die wir in jedem Dorf fanden. Auch wenn er noch nicht fertig gegoren war, war er eine willkommene Beute durstiger Leute, denen es nicht im Traum einfiel, zu glauben, der böse Feind habe dort ein Gifttränkelein bereitet. An Warnern hat es ja nicht gefehlt, und schaurige Märchen wurden uns über solche Serbenfreier anlässlich der ersten österreichischen Offensive erzählt. Aber der Serbski hatte vor dem Einfall der Germanen alles im Stiche gelassen und sein Heil in der Flucht gesucht, ohne lange zu überlegen, auf welche Weise er dem feindlichen Eindringling noch allerhand Schaden zufügen könnte. Selbst die serbischen Soldaten handelten demgemäß, denn warum hatten sie sonst die M l a b a b r ü c k e n zwischen K o s t o l a c und D o m n a nicht zerstört? Die vielen Schützengraben, schon lange Zeit vorher halbfreisförmig um einzelne Ortschaften angelegt, wobei sie fürsoraliherweise die Feldweane verankert ließen, konnten ihre



Fürst Wedel,

der Vorsitzende des Deutschen National-Ausschusses zur Verrichtung eines ehrenvollen Friedens.

Endlich kam die Stunde des Abschieds für Karsten und Rose, die ihren kurzen Brautstand im Elternhause verleben sollte.

Sie war bewegt, als Béla sie in den Schlitten hob, der in Form eines Schwanes von unbestimmter Farbe vor der Freitreppe hielt. Die fugehrunden Pferde trugen den verbliebenen Schellenpug gleichgültig, und Hannes saß in seinem alten Kutscherpelz, bis an die Nase verummumt, wie ein Gnom da.

„Gut genug für'n Hausgebrauch,“ sagte Karsten zu der Baronin, deren feines Lächeln ihm nicht entgangen war.

„Was glauben Sie, wenn ich das alles neu angeschafft hätte ... und was sonst noch so drum und dran hängt! Mit unnützen Geldern ga zu spinn man keine Seide.“

Er zog den unförmigen Fußsack mit dem Wulde des zerzausten Bündchens bis zu den Knien herauf, schlug den Kragen des alten Pelzes hoch und zog die Jägermütze über die Ohren. Nur das braune Ablergesicht blieb unbedeckt und schaute scharf aus seinen Füllten.

Rose saß wie eine Prinzessin neben dem Vater, im Zobelpelz und wehendem Schleier. Sie nickte noch einmal zum Fenster hinauf, der Baronin zu, die oben stand und freundlich zurückgrüßte; dann reichte sie Béla die schmale Kinderhand zum Abschied — die Pferde setzten ein und im gemächlichen Tempo glitt der Schlitten in die weiße Weite.

„Doch ein sonderbarer Kauf, der alte Herr,“ brummte Béla vor sich hin, zwirbelte seinen Schnauzbart, gähnte, steckte die Hände in die Hosentaschen und schlenderte nachdenklich über die steinernen Treppen ins Schloß.

VIII.

Anders als sie weggegangen, lehrte Rose ins Vaterhaus zurück. Sie hatte, um mit dem Volksmunde zu reden, die Kinderschuhe ausgezogen, war über Nacht gereift. Losgelöst fühlte sie sich schon jetzt von der heimatischen Scholle, entwurzelt und entfremdet. Als Gast lehrte sie heim ... als Gast, der Unruhe und Arbeit bringt.

Sie wird keinen Teil mehr haben an den Sorgen und Mühen, die das Band der Familie so eng und fest knüpfen. Fremd lehrte sie heim. Und doch ... wie ihr feinbeschulter Fuß den Boden betritt, der ihr ganzes bisher gelebtes Leben gekannt, zieht jenes unennbare Weh durch ihre Seele, das der Schmerz um nahen Verlust erzeugt.

Liebevoll sieht sie die rotgefärbten Ziegel des langen Ganges, die Marie wieder so fein gemalt hatte mit weißen Ranken und Sternen. Eine rasch vergehende, mühevollen Arbeit. Aber die alte Magd tat sie gern in der Erinnerung an ihre Jugend und Heimat. Sie stammte aus Mähren und dort war es Brauch, Wand und Fußboden zu malen und zu schmücken, auch im ärmsten Bauernhause.

Wie traut das alles war! Und der Kranz über der Tür mit den Blumen, kunstvoll geschnitten aus roten und weißen Rüben! Das transparente — Willkommen — war das Josephs Arbeit? Sie sah sich nach ihm um — sie sah ihn nirgend.

Tante Josepha stand auf den obersten Treppenstufen, und wie Rose ihr in altgewohnter Weise um den Hals fiel, fand ihre zärtliche Begrüßung keine Erwidern. Mit kühlen Fingern löste Josepha sich von Rosés Umarmung, ergriff ihre Hände, sah ihr bewegt in das erschrockene Gesicht und sagte mit mühsam beherrschter Stimme:

„Als Braut kommst du heim! Gott segne dich, Kind!“

Das klang so ernst, so feierlich, tötete die aufquellende Heimatsfreude Rosés. Ihr war's, als streckten sich ihr aus allen Winkeln kalte, steife Hände entgegen, als riesen ihr Grabesstimmen aus allen Winkeln den Willkomm' zu!

Das Herz zog sich ihr zusammen und der eilige Hauch, der sie umwehte, ließ auch sie erstarren. Sie warf einen kalten Blick über die Dienerschaft, die zutraulich ihr „Fräulichen“ erwartet hatte, raffte die Schleppe ihres Kleides auf und ging mit der Haltung einer beleidigten Königin, wie sich Josepha sagte, ins Zimmer.

Die Gute ahnte wohl, was Rose so verstimmt hatte, aber es war ihr nicht möglich, wenigstens in diesem Augenblicke nicht, die Braut des jungen Herrn von Orzi mit Wärme zu umarmen. Mit gesenktem Kopfe und kummervollem Ausdruck in dem welken Gesicht, folgte sie Rose.

Stumm sahen sich die Mägde an. Der alte Christoph, Botengänger und Wächter des Hauses, holte langsam die Peise, die er hinter den Rücken gehalten, wieder vor, steckte sie von neuem in Brand, tat ein paar Züge, klappte den Deckel zu, betrachtete

Marie sah ihr spöttisch in das Gesicht:

„Ja's G'wand'l, das is so eine Sach' — hat schon manchen zum Fall bracht, das seine G'wand'l!“

Rose war in eines ihrer alten Kleider geschlüpft. Es paßte nicht mehr, war hier zu eng, dort zu weit. Ihr junger Körper hatte sich gewandelt unter den pflegenden Händen einer geschickten Rose. Aber sie behielt es an — sie fühlte sich im Forsthaue nicht wohl in den modernen Kleidern; nach und nach kam ihr auch das Gefühl des trauten Zuhauseins wieder zurück.

Sie lief durch alle Zimmer, lächelte den alten billigen Großvaterstand an und freute sich darüber. An jedem Stück hing ja die Erinnerung ihres werdenden Lebens, an alles hatten einst die staunenden Kinderaugen, hatte ihr erwachender Verstand angeknüpft.

Und während sie so die Traulichkeit des Vaterhauses zu sich heranzog, horchte sie auf jeden Schritt, auf jedes Wort, das fern von ihr in dem großen Hause verhallte. Immer enttäuschter, immer unruhiger wurde ihr Blick, und als beim Abendessen Josephs Platz unbesetzt blieb, hielt sie die Frage nicht mehr zurück:

„Wo ist denn Joseph?“

Der alte Karsten sah gar nicht auf. Seinen ergrauten, struppigen Kopf über den Teller gebeugt haltend, fragte er mürrisch zurück:

„Wo wird er sein? Wer kennt die Wege junger Leute? Wie ausgewechselt ist der Bursch' ... Wird ihm wohl auch die Lieb' aufi gangen sein ...“ schloß er scherzend und kunkte mit einer Brotkrume das Fett von seinem Teller. Was war ihm Joseph? Was ging der ihn an?

Rose verzog den Mund und warf trotzig die Lippen auf, wie sie es immer als Kind getan:

„Grüß Gott!“ häßt' er mir schon sagen können, wo wir uns so lange nicht gesehen haben!“

Das klang so ehrlich gekränkt. Tante Josepha legte die Gabel, die sie eben zum Munde führen wollte, weg und sah Rose erstaunt und ungläubig an.

Hatte sie wirklich keine Ahnung von Josephs Herzenszustand? Dann freilich ... sie wurde nachdenklich. Am Ende sind wir alle für diese Dummheit verantwortlich ... dachte sie, und es regte sich die alte Liebe für Rose, der sie so lange Mutter gewesen.

Auch am nächsten und am drittnächsten Tage ließ sich Joseph nicht in der Forstmeisterei blicken. Das machte Rose ruhelos und traurig. Sie strich ständig durch das Haus, lief ans Fenster, horchte auf jeden fremden Laut.

Das Wetter hatte sich gebessert. Es schneite nicht mehr ... Die Schlittenbahn war prachtvoll.

Am Nachmittage kam Béla, er brachte kostbare Treibhausrosen. Er fand eine nervöse, zerstreute Braut. Sie horchte immer an seinem Wort vorbei auf irgend etwas im Hause, gab verkehrte Antworten, ließ die Rosen achtlos liegen ...

„Du bist krank, Schatz?“ fragte er sie besorgt.

„Kann sein — ich habe arge Kopfschmerzen ... vielleicht ist ein Schnupfen im Anzuge.“

Béla gähnte verstohlen in seine hohle Hand. Eine kranke Braut! Wie langweilig ...!

Unter schicklichem Vorwand kürzte er seinen Besuch und verbrachte den Rest des Tages auf einem Nachbargute.

Rose aber schlüpfte in ihre alte Pelzjacke, die aus Vaters hechtgrauem Jagdpelz gefertigt worden war. Gerade kein Kunstwerk, — der alte Fledschneider im Dorfe hatte sein Können daran versucht, — aber sie stand ihr gut, ebenso das Mäpchen aus grünem Samt. Sie hielt es nicht aus im Hause, es drängte sie hinaus.

„Ich muß einen Marsch machen, will nur ein Stückchen ins Dorf gehen,“ sagte sie zu Tante Josepha, die sie verwundert ansah. „Ich muß laufen ... ich werde so am besten meinen Kopfschmerz los.“

„Kopfschmerzen hast du ... nanu, was soll das heißen?“ fragte Karsten, der eben über den Gang kam.

„Komm, trink' mal einen Wachholder! der räumt den Magen aus ... alle Kopfschmerzen kommen aus dem Magen ... das sage ich, und dabei bleibe ich!“

Wenn sie nicht aus dem Herzen kommen — dachte Josepha für sich.

Rose trank keinen Wachholder, die schüttelte sich davor, nickte dem Vater und Tante Josepha vergnügt zu; dann ging es wie in alter Zeit: immer zwei Stufen auf einmal hinab.

Sprüche.

Wo die Mode der Verfeumdung läutet,
ist schnell eine gläubige Gemeinde beisammen.

Man kann seinem Nächsten mit einem
bloßen Nischelzuden die Ehre abschneiden.

Goethe über Wildschäden. Angesichts der sich häufenden Klagen, über die in diesen bedrängten Zeiten geradezu empörende Fahrlässigkeit, die manche Jagdherren den Wildschäden gegenüber an den Tag legen, darf man wohl die Behörden, denen der Schutz der verletzten Interessen obliegt, auf einen Brief hinweisen, den Goethe als junger Minister und Freund des Herzogs am 26. Dezember 1784 von Weimar aus an Carl August richtete. Er schreibt an seinen, in Sachen des Fürstentums damals in Hessen-Darmstadt weilenden Landesherrn u. a. über die Wildschweine, die der Herzog zu seinem tiefen Verdrusse seit einigen Jahren in dem bei Weimar gelegenen Ettersberger Jagdrevier ohne Vatter legte:



Zur Ernennung des Königs von Württemberg zum General-Feldmarschall:

Eine Aufnahme des Königs von Württemberg anlässlich seines letzten Besuches bei den württembergischen Truppen an der Westfront.

„Auch die Jagdlust gönnte ich Ihnen von Herzen und nährte die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Übels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähne ich hier die Tiere, weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartierung protestiert und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fest gelobtes Stillschweigen zu brechen und ich schreibe lieber; denn es wird eine der ersten Sachen sein, die Ihnen bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältnis einer solchen Herde zu unserer Gegend sage ich nichts, ich rede nur von dem Eindrucke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen, es ist darüber nur Eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Untertanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, alles vereint sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehen. Von der Regierung zu Erfurt (von der angrenzenden kurmainzischen Statthalterei Carl v. Dalbergs) ist ein Communiqueal deswegen an die unsrige ergangen. Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Tiere wie Hagel vom Himmel fielen; die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, andere gleichsam nur ungern, und alle vereinigen sich darin, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vor-

stellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrtum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkleis- und Handelsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. Der Landkommissär (der auf Mercks Empfehlung seit 1779 angestellte Engländer George Beatty) hat mir gerade ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sei, und ich glaube, er hätte die Existenz dieser Kreaturen völlig geleugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützen eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht darauf zusammen den Pfählen ausgehoben und umgelegt hätten. Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Kultur ohne Jagd-

Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermut
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbills,
Dem schon Jahre vergebllich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Französischer Schnurrbartzwang. Die französische Heeresleitung läßt sich durch die großen Aufgaben, die ihr zu lösen bleiben, nicht davon abhalten, auch den kleinen unscheinbaren Dingen des Dienstes ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das beweist deutlich ein Tagesbefehl, den der in der 12. Territorialzone kommandierende General an die Obersten und Stappenchefs seines Kommandos gerichtet hat. Der Erlaß hat folgenden Wortlaut: „Der in der 12. Zone kommandierende Divisionsgeneral hat seit einiger Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß eine nicht geringe Zahl von

Heeresangehörigen, darunter auch viele Offiziere sich den Schnurrbart abrasieren. Diese Wahrnehmung gibt ihm Anlaß, das Reglement über den inneren Dienst in Erinnerung zu bringen, nach dem das Tragen des Schnurrbarts für alle Soldaten aller Dienstgrade obligatorisch ist.“ — Sollen die Poilus etwa ihren glattrasierten englischen Verbündeten nicht ähnlich sehen?

Vorteilungen. Frau Schärlich (abends um 8 Uhr): „Decken Sie den Tisch, Minna; mein Mann muß jeden Augenblick kommen.“ —

„Das glaube ich nicht, gnä' Frau; der Herr hat, eh' er ging, sämtliche Türen geschmiert.“

Die Notflage. Gatte (durchs Fenster sehend): „Donnerwetter, da kommt wieder dieser Happt zu uns herüber! Schnell, Frauen, binde dir eine Küchenschürze um und schick die Köchin auf ein Weilschen fort, damit

der fade Kerl nicht wieder zum Mittagessen hierbleibt!“

Dienstbare Geister. Minna: „Du, — ich diene jetzt bei einem Geheimrat! — Emma: „Und ich sogar bei einem Wirklichen Geheimen Rat!“ — Minna: „Na, denkst du etwa, mein Geheimrat ist unwirlich?“

Kurz. Bummel telegraphiert um hundert Mark nach Hause. Er wartet zwei Tage, das Geld kommt nicht. Da beschließt er neuerlich: „Warum Geld noch nicht angelangt?“ Da kommt endlich die telegraphische Antwort: „Weil keins abgesandt.“

Rätsel.

Als der schaff' ich das Brot ins Haus;
Als das ruh' ich auf Lorbeeren aus.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Mehltau.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gez. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredenev (Rußl.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Rußl.).